

Hört Gott auch mein Fluchen? : Vom Umgang mit den schwierigen Psalmen

Autor(en): **Ziegerer, Ludwig**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Glocken von Mariastein**

Band (Jahr): **80 (2003)**

Heft [10]

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1030302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hört Gott auch mein Fluchen?

Vom Umgang mit den schwierigen Psalmen

P. Ludwig Ziegerer*

Kathleen Norris, eine protestantische Erfolgsautorin aus Amerika und Benediktiner-Ob-latin, schreibt in ihrem Buch «Als mich die Stille rief» (Goldmann 1999):

«Kürzlich habe ich begriffen, was bei meiner christlichen Erziehung schief ging. Im Mittelpunkt stand der Glaube, dass man fein angezogen sein musste, äusserlich wie innerlich, um Gott zu begegnen, die hinterhältige Vorstellung, dass ich eine unerschütterliche und sogar fröhliche Glaubende sein musste, ehe ich es wagen durfte, mein Gesicht in seiner Kirche zu zeigen. In meiner Jugend nützte mir ein solcher Gott wenig, und wie viele Frauen meiner Generation hörte ich einfach auf, in die Kirche zu gehen, als ich nicht mehr länger gut sein konnte, was für Mädchen besonders bedeutete, keine Vorschriften zu missachten, Ärger und Unmut nicht zu äussern und sich nicht zu beklagen» (S. 110).

Wie sollen wir beten?

Zu dieser Einsicht gelangte die Autorin während des Psalmengebets der Tagzeitenliturgie eines Benediktinerklosters. Es ist ihr ergangen wie so vielen, die sich auf die Gebets-sprache der Psalmen einlassen: Sie ist einem zuerst fremd, weil hier auf eine Art gebetet wird, wie man es sich von den schön formulierten christlichen Gebetstexten her nicht gewohnt ist. Dem modernen Leser kommt

gleich die Frage: «Wie in aller Welt können wir diese zornigen und oft gewalttätigen Gedichte aus einer alten Kultur lesen, geschweige denn beten? Erschreckend wie patriarchalisch, kriegerisch, mürrisch, moralistisch und rachsüchtig sie sind.»

Uns ist die Welt der Psalmen zunächst fremd, ja so fremd, dass wir erst einmal fragen: «Ist denn das überhaupt Gebet? Wenn ja, sind es Gebete, die wir heute noch sprechen können?» Wenn dann noch über die Feinde und Frevler, über die Gottlosen und Übeltäter hergefallen wird, fällt es einem Menschen, der christlich-bürgerlich erzogen wurde, erst recht schwer, das als Gebet zu akzeptieren.

Da solche Stellen in der Liturgie kaum vorkommen (oder ausgelassen werden), hier einige «Kostproben»:

«All meinen Feinden hast du den Kiefer zerschmettert, hast ihnen die Zähne zerbrochen» (Ps 3,9).

«Auf die Frevler lasse er Feuer und Schwefel regnen; sengender Wind sei ihr Anteil» (Ps 11,6).

«Soll ich die nicht hassen, Herr, die dich hassen, die nicht verabscheuen, die sich gegen dich erheben? – Ich hasse sie mit glühendem Hass; auch mir sind sie zu Feinden geworden» (Ps 139,21f).

«Der Opfertisch werde für sie [meine Gegner] zur Falle, das Opfermahl zum Fangnetz. – Blende ihre Augen, sodass sie nicht mehr sehen: lähme ihre Hüften für immer» (Ps 69,23f).

Solche und ähnliche Stellen aus dem Psalter hat man aus dem offiziellen Gebetbuch der Kirche, dem sog. Römischen Stundenbuch, gestrichen, weil man sie mit christlichem Beten unvereinbar hält. Über den Sinn dieser

* P. Ludwig hielt diesen Vortrag im Rahmen unserer Veranstaltungen zum «Jahr der Bibel» am 22. September 2003 in Mariastein.

Streichung gab und gibt es unter den Theologen heftige Diskussionen, die bis heute nicht verstummt sind. Viele Exegeten setzen sich für die ganze Schrift ein, weil sie sich nicht ermächtigt fühlen, das Wort Gottes zu zensurieren. Die Pastoraltheologen und Liturgiker neigen hingegen eher dazu, aus seelsorgerlichen Gründen solche Stellen wegzulassen; sie vertreten die Ansicht, dass Menschen, die nicht näher mit dem Alten Testament vertraut sind, solche Stellen nicht richtig einordnen können und somit die Ablehnung des Alten Testaments erst recht gefördert wird.

Wollte man allerdings alle anstössigen Stellen herausschneiden, so würde man den Psalter bis zur Unkenntlichkeit verstümmeln. Denn sog. «Fluchpsalmen» gibt es gar nicht, es gibt aber viele Stellen in den Psalmen, die Verwünschen und Flüche aussprechen. Interessanterweise kommt von Theologen mit psychologischer Ausbildung Zustimmung zum ganzen Psalter, weil sie darin ein ganzheitliches Beten erkennen.

Aber es ist schon so: Erst allmählich, wenn man sich in die Psalmen vertieft, werden sie uns zum Lehrbuch des Betens. Doch was heisst beten? Auf eine Kurzformel gebracht, könnte man sagen: Im Gebet bringen wir unser Leben vor Gott zur Sprache.

Dieser Umschreibung können jene zustimmen, die eher das liturgische, also genormte und geformte Gebet schätzen, aber auch jene, die individuelle, persönliche Formen vorziehen.

«Unser Leben vor Gott zur Sprache bringen» meint alles, was uns im Leben bewegt: Wenn es uns gut geht, wenn wir glücklich sind, wenn uns Gesundheit und Erfolg beschieden sind, wenn wir in geglückten familiären und freundschaftlichen Beziehungen leben. Auch wenn wir die Schönheit der Natur erleben, wenn wir von einem hohen Berggipfel die herrliche Aussicht geniessen oder über die Wunderwelt unter dem Mikroskop staunen, können wir ins Danken kommen; folglich können wir als gläubige Menschen – wenn wir nachdenken über alles Gute und Schöne, das wir sehen und das uns widerfährt – nicht anders als Gott loben und preisen.

Das Leben hat aber auch andere Seiten. Da gibt es Verzweiflung, weil die Natur, die uns eben noch eine Quelle der Freude war, plötzlich ihr anderes Gesicht zeigt. Hagel, Schnee- und Schlammlawinen, Sturmfluten und Erdbeben bringen jährlich abertausende Menschen in Not und Unglück, ja manchmal um ihre ganze Existenz und um ihr Leben. Wie gefährdet ist unsere Gesundheit, wie schnell packt uns auf unerklärliche Weise eine Krankheit, oder wie oft kippen Freundschaften, ja gar die grosse Liebe, in Feindschaft und Hass. Freunde, Familie, der Staat, ja auch die Kirche können uns enttäuschen, im Stich lassen, verletzen. Sollte diese Kehrseite des Lebens nicht auch im Gebet zur Sprache kommen? Und zwar in einer der Situation angepassten, nicht geschönten Sprache. Eben darin sind uns die Psalmen Richtschnur. Da kommt einerseits Freude und Dank, Lob und Preis in den höchsten Tönen vor, aber auch menschliche Not und Erniedrigung, nicht in gewählten, wohlgeformten Worten, sondern ungeschminkt, situationsbezogen und gelegentlich emotional überbordend. Die Sprache der Psalmen ist wie unser Leben voller Farben und verschiedensten Schattierungen.

Was heisst «fluchen»?

Alles, was Menschen bewegt, kann vor Gott zur Sprache gebracht werden. Hier liegt der Ansatzpunkt zum Verständnis der «Fluchpsalmen». Wie gesagt, gibt es Fluchpsalmen im eigentlichen Sinn gar nicht; besser würden wir wohl von Klagepsalmen mit Verwünschungen und Rachegedanken usw. reden.

«Fluch» bedeutet im Alten und Neuen Testament eine ausdrückliche Verfluchung als Gegensatz zum Segen. «Verflucht sei, wer das und das tut», so z. B. in Dtn 28,16–19); oder wenn Paulus sagt: «Wenn jemand den Herrn nicht liebt, so sei er *anathema*» (1 Kor 16,22), d. h. verflucht, ausgeschlossen, fern vom Segen. Dieses *anathema sit* hat die Kirche früher auch ausdrücklich über jene gesprochen, die die definierten Glaubenswahrheiten nicht angenommen haben. Und – man höre und staune

– auch im Mund Jesu gibt es eine Verfluchung: «Geht weg von mir, ihr Verfluchten (*kathēramenoi*), in das ewige Feuer» (Mt 25,41).

Psalmen als Aufschrei der Seele

Flüche in diesem Sinn gibt es in den Psalmen nicht. Aber wie in keinen anderen Gebets-texten sonst decken sie die ganze Bandbreite des menschlichen Gefühlslebens ab. Neben Freude und Jubel, Vertrauen und Liebe, kommt auch Traurigkeit, Verzweiflung und Empörung, Wut und Hass zur Sprache. Wir finden Psalmen, in denen vom Gericht Gottes für die Frevler, d. h. die Gottlosen, die Rede ist. Was umgangssprachlich als «Fluch» bezeichnet wird, sind – genauer betrachtet – Wünsche zur Bestrafung der Feinde. Es ist der Aufschrei eines Menschen, der nicht mehr anders kann. Es gibt viele Psalmen, die Verwünschungen der Gegner aussprechen, aber auch Hilfeschreie von Menschen, die ungerecht behandelt werden oder die von ruchlosen Richtern zu Unrecht verurteilt worden sind. Wenn in solchen auswegslosen Situationen der Aufschrei nach Gott ertönt, wen wundert das? Oder wenn jemand keinen Helfer mehr hat, wie sollte er da nicht zu Gott schreien? Und wenn Gott schweigt, wer verstünde es nicht, dass der Beter zu guter Letzt auch mit Gott hadert? «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, bist fern meiner Not?» Diese Worte aus Psalm 22 legt der Evangelist immerhin Jesus in den Mund, als er am Kreuze hing. Gerade diese Evangelienstelle zeigt: Jesus war mit den Psalmen vertraut, er hat sie gebetet, und Worte aus dem Psalter haben ihn bis ans Kreuz begleitet.

Psalmen sind Gedichte

Der britische Benediktiner Sebastian Moore sagt, dass «Gott sich in den Psalmen auf eine Art verhält, die ihm in der systematischen Theologie nicht gestattet ist». Das ist wohl ein wenig ironisch gesagt, aber durchaus richtig. Die dogmatische Theologie stellt uns den barmherzigen und gerechten Gott vor, folg-

lich kann er nicht der «zornige» sein oder der «wutschnaubende», der «wie Feuer vor sich her frisst». Die systematische Theologie will eine gedanklich klar geordnete, in sich stimmende, eben systematische, Aussage über Gott sein. Die Psalmen hingegen sind in Poesie verarbeitete Erfahrung. Der Dichter drückt sich ganz anders aus als der Wissenschaftler.

Halten wir uns vor Augen, dass Psalmen Gedichte sind. Die poetische Sprache ist freier, kreativer, emotionaler. Bildlich bringt sie das Leben, wie es nun einmal empfunden wird, zur Sprache, während die Theologie, die «Gottesrede», begrifflich und abstrakt ist.

Diese Bilder sind nicht in rationalistisch-intellektuelle Theologie zu pressen. Einzelne Aussagen aus Gedichten dürfen nicht aus dem Gesamtzusammenhang herausgelöst werden, um sie als Lehraussagen zu verabsolutieren. Vergeltungsbitten als Teil der Klagepsalmen sind Ausdruck des Schmerzes, der Ohnmacht, des Nicht-mehr-weiter-Wissens. Dieser Zustand wird aber gerade durch das Beten überwunden, enden doch die Klagepsalmen stets in zuversichtlichem Vertrauen, ja oft sogar in triumphierendem Lobgesang.

In der Poesie steht nicht die Mitteilung von Sachverhalten im Vordergrund, sondern der Ausdruck von Stimmungen. Zur Sprache kommen Freude und Hoffnung, Glaube und Vertrauen, Angst und Furcht, Wut und Zorn, der ganze Mensch mit allem, was ihn bewegt. Diesen Sommer wurden durch die verheerenden Waldbrände in Portugal, Spanien und Kanada viele Bäume, Pflanzen und Tiere vernichtet; auch Menschen fielen ihnen zum Opfer. Als bekannt wurde, dass die Feuer zu einem beträchtlichen Teil von Brandstiftern gelegt worden waren, sagte ein Mitbruder, dem die Erhaltung der Natur und der Tierschutz am Herzen liegt, voller Zorn: «Diese Leute sollte man auch verbrennen, aber das darf man als frommer Mönch ja nicht sagen.» Darf er es wirklich nicht? Doch, mit Psalm 11 darf er es sagen, denn da heisst es: «Auf die Frevler lasse er Feuer und Schwefel regnen, sengender Wind sei ihr Anteil!» (V. 6).

In diesem Psalm dürfen also die Flammen des

Zornes, die wesentlich zum Menschen gehören, ihren Ausdruck finden. Natürlich ist der Gedanke, dass Menschen verbrannt werden sollen oder eine Aussage wie im Schlussvers von Psalm 137 – «Wohl dem, der deine Kinder packt und sie am Felsen zerschmettert!» – für sich genommen schockierend. Schauen wir aber genauer hin, so handelt es sich um die Wortwerdung jenes elementaren Zorns, der nichts anderes ist als der negative Ausdruck einer ganz grossen Liebe – der Liebe zur Natur im Fall meines Mitbruders oder – im Fall des Psalmisten – der Liebe zum Zion in Jerusalem. Diese Liebe durchwaltet den ganzen Psalm, der fernab vom zerstörten Jerusalem, im Exil von Babylon, entstanden ist. Ohne diese Hauptaussage des 137. Psalms kann man die anrühige Stelle in Vers 9 nur falsch verstehen. Wie bei jeder Textinterpretation muss man auch bei den Psalmen den Zusammenhang kennen.

Die Psalmen auf Christus hin deuten

Der heilige Benedikt verwendet genau diese Stelle aus Psalm 137 nach der altkirchlichen und monastischen Tradition im übertragenen Sinn. Im Vorwort seiner Regel preist er den Mann, «der den arglistigen Teufel, der ihm etwas einflüstert, samt seiner Einflüsterung vom Auge seines Herzens wegstösst, ihn zunichte macht, seine Gedankenbrut packt und sie an Christus zerschmettert». Und in Kapitel 4 rät er, «böse Gedanken, die in uns aufsteigen, sofort an Christus zu zerschmettern». Der Feind ist also der Teufel, und die Kinder, die zerschmettert werden, sind die Gedanken, die er uns einflüstert, der Fels hingegen, an dem sie zerschmettert werden sollen, ist Christus. Diese Weise, die Psalmen zu verstehen und zu beten, ist uns fremd geworden. Für die Mönche der alten Kirche war sie selbstverständlich. In den Psalmen hörten sie Christus beten. Mit ihm und durch ihn brachten sie ihren Lobpreis und ihre Klage vor Gott. Die Bilder und Metaphern deuteten sie christologisch, die Widersacher und Feinde als die inneren Feinde, die Bedränger als die Angriffe des Bösen,

vor denen auch Christus nicht verschont blieb. «Er war uns in allem gleich, ausser der Sünde» (Hochgebet der Messe; vgl. Hebr 4,15) – also auch in der Bedrängnis und in der Versuchung. Auch er hat zu Gott geschrien (vgl. Hebr 5,7).

Auf dem Hintergrund der Bergpredigt ist Hass eine Sünde (vgl. Mt 5,43ff). Darum soll das Psalmengebet auch nicht zum Hass und zur Vernichtung der Feinde aufrufen. Das Gebet lässt aber solche Gefühle zu, weil sie nun einmal zum Menschsein gehören. Es sind die dunklen, die schlechten Seiten in uns. Der Psalter lehrt uns, diese Seiten nicht vor Gott zu verschweigen. Sie dürfen nicht verdrängt werden, denn alles, was wir verdrängen, macht sich nicht selten auf eine unkontrollierbare Weise in unserem Leben bemerkbar. Vor Gott dürfen wir also auch unsere dunklen Seiten zur Sprache bringen. Wir dürfen vor ihm unsere Wut, unseren Hass und unsere bösen Wünsche offen aussprechen. In keinem Psalm wird der Beter ermächtigt, seine Rachegeanken zu vollziehen, sondern nur – und das ist das einzig Richtige – sie auf Gott zu werfen. *Gott* möge die Feinde bestrafen, *er* vernichte die Frevler. Das Urteil, wie er mit den Frevlern verfährt, überlasse ich somit ihm; mir steht es nicht zu. Wenn auch solche negativen Gedanken vor Gott ausgesprochen werden dürfen, zeigt das die Echtheit der Gottesbeziehung. Die eingangs zitierte Kathleen Norris hat von ihrer Erziehung her in dieser Hinsicht ein Defizit erfahren, indem sie vor Gott nur die schönen Seiten zur Sprache bringen durfte und alles Dunkle und Schlechte verheimlichen und verdrängen musste. Die restlose Offenheit vor Gott, die sie in den Psalmen entdeckte, war für sie die befreiende Erfahrung, die sie zum echten Glauben und Beten führte.

Mariasteiner Konzerte

Sonntag, 14. Dezember 2003, 16.30 Uhr
Brass Band Büsserach: Konzert zum dritten Adventssonntag (Leitung: Roland Becher)